

Klaus Sauerbeck

*Stille Nacht,
heilige Nacht*

Die Geschichte eines Liedes

Gewidmet all denen, die sich Jahr für Jahr
von Weihnachten genauso verzaubern lassen wie ich

Inhalt

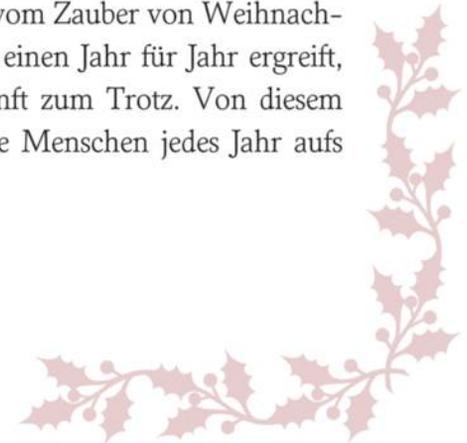
Juni 1803 – Ein Lausbub mit großen Plänen	6
August 1818 – Hochwürden hat Humor	22
September 1818 – „Unser Micherl wäre ertrunken!“	30
Oktober 1818 – Die heilige Familie	38
Heiligabend 1818 – Eine unvergessliche Nacht	46
Nachwort: Dichtung und Wahrheit	62
Der Liedtext	70
Zurück zu den Quellen	76
Text-/Bildnachweis	79



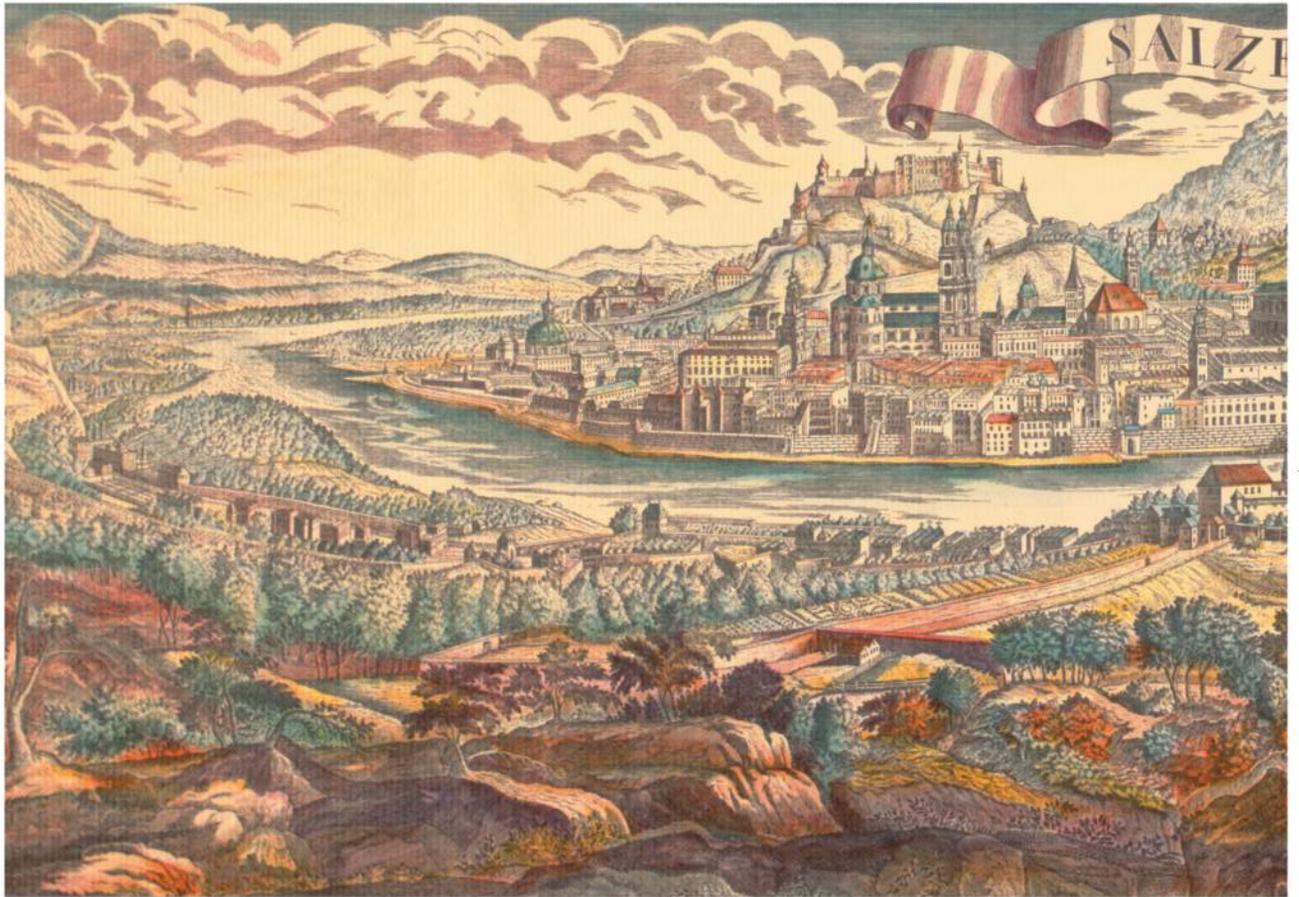


Juni 1803 – Ein Lausbub mit großen Plänen

Meine Geschichte beginnt an einem Donnerstag im Juni des Jahres 1803. Es ist eine großartige Geschichte und wenn Sie Lust haben, dann lassen Sie sich doch mit hineinnehmen, in diese Geschichte. Sie müssen sie nicht glauben, natürlich nicht, wer wollte Sie dazu zwingen? Aber wenn Sie bereit sind, sich darauf einzulassen, werden Sie ein klein wenig erleben vom Zauber von Weihnachten. Von diesem unbeschreiblichen Gefühl, das einen Jahr für Jahr ergreift, wenn es auf Weihnachten zugeht, aller Vernunft zum Trotz. Von diesem wunderbaren Gemütswohlbefinden, das so viele Menschen jedes Jahr aufs Neue in seinen Bann schlägt.







*Unsere Geschichte beginnt an den Ufern der Salzach
(Salzburg als kolorierter Kupferstich von Johann Friedrich Probst um 1750).*



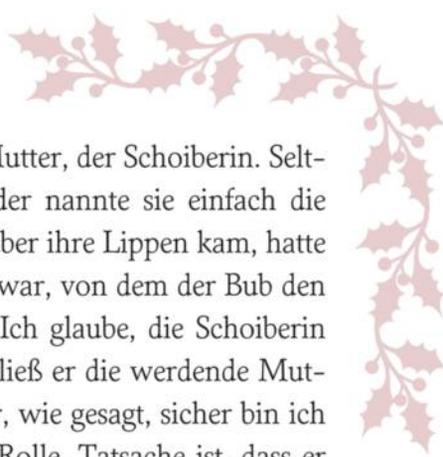




Doch gestatten Sie, dass ich mit meiner Geschichte beginne. Im Mittelpunkt steht ein guter Freund von mir, Joseph Mohr. Wir nannten ihn, genau wie seine Mutter, Seppi. Was ich Ihnen erzähle, habe ich entweder selbst miterlebt oder ich habe es in zahllosen Gesprächen von Joseph erfahren, oder von Menschen, die mit ihm zu tun hatten.

An jenem Donnerstag im Sommer 1803 waren wir alle patschnass geschwitzt vom Herumtoben. Wir alle – das waren die Kinder aus der Nachbarschaft. Der Joseph war damals zehn Jahre alt, ich war zwei Jahre älter. Wir lebten in Salzburg und trafen uns jeden Tag zum Herumtoben, zum Spaß haben. Reich waren wir alle nicht, aber wir vermissten auch nichts. Wir genossen die Zeit, besonders die Ferienzeit, so wie jetzt gerade. Die Spielideen gingen uns nicht aus, immer wieder wurde Neues ausprobiert. Nur das Ergebnis war jeden Tag gleich: verschwitzte Gesichter, oftmals aufgeschlagene Ellbogen und Knie, vor Schmutz starrende Hosen und Hemden. Und strahlende Augen. Strahlend angesichts einer Kindheit, die arm, aber behütet war. Einer Kindheit, in der es natürlich auch Sorgen gab, doch auch immer jemanden, mit dem man diese Sorgen besprechen konnte.

Während wir anderen uns erschöpft auf dem Boden niederließen, verabschiedete sich der Joseph: „Also, servus dann! Morgen, gleiche Zeit, gleicher Ort, klar? Ich muss heim.“



Heim – das bedeutete für Joseph heim zu seiner Mutter, der Schoiberin. Seltsam, aber kein Mensch sagte Frau Schoiber; jeder nannte sie einfach die Schoiberin. Obgleich niemals ein Laut der Klage über ihre Lippen kam, hatte es Anna Schoiber nicht leicht. Wo Josephs Vater war, von dem der Bub den Nachnamen Mohr hatte, kann ich nicht sagen. Ich glaube, die Schoiberin wusste es selbst nicht. Soweit mir bekannt ist, verließ er die werdende Mutter, als er von ihrer Schwangerschaft erfuhr. Aber, wie gesagt, sicher bin ich mir dessen nicht. Es spielt eigentlich auch keine Rolle. Tatsache ist, dass er nicht da war. Tatsache ist aber auch, dass Anna und Joseph ihn nicht wirklich vermissten. Zumindest nicht bewusst. Mutter und Sohn hatten nicht viel, aber sie hatten einander. Und sie hatten Zufriedenheit und gegenseitige Vertrautheit; das kleine Glück des Alltags, wenn Sie so wollen.

Später als Herr Pfarrer erzählte Joseph oft von dem Seelenfrieden, wie er ihn nannte, der ihm in der Zweisamkeit mit seiner Mutter beschieden war.

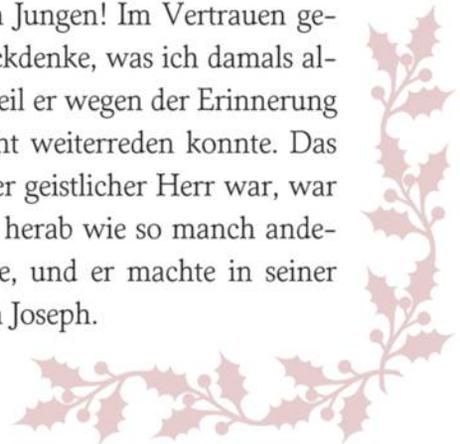
Doch zurück zu jenem Donnerstag. Der Joseph verließ also unser gemeinsames Spiel und lief heim, wo seine Mutter auf ihn wartete, dankbar für die Hilfe, die sie von ihrem Buben jederzeit erwarten konnte.

Daheim angekommen, hörte Joseph Stimmen aus der Küche. Besuch? Wer das wohl war? Joseph klopfte kurz und betrat die gemütliche kleine Küche,



in der seine Mutter mit dem Besuch am Esstisch saß. Da stand er nun, der Joseph, und grinste über das ganze Gesicht: verschwitzt, verschmutzt, fröhlich und freundlich wie immer. Der Besucher saß mit dem Rücken zu ihm und als er sich nun umdrehte, erkannte Joseph in ihm Herrn Domvikar Nepomuk Hiernle. Dieser hatte schon oft ein großes Herz für die Armen und Benachteiligten gezeigt. Auch Anna und Joseph hatte er schon mit der einen oder anderen kleinen Mildtätigkeit das Leben ein wenig erleichtert. Dennoch war es höchst ungewöhnlich, dass Hiernle sie zu Hause besuchte. All diese Gedanken schossen Joseph durch den Kopf, als er den Domvikar an ihrem Küchentisch sitzen sah.

„Grüß dich, Mama.“ Dann wandte sich der Junge dem Geistlichen zu: „Grüß Gott, Hochwürden.“ Hiernle drückte fest Josephs Hand und sah ihn aus freundlichen Augen an. „Grüß dich, Joseph. Habt’s recht herumgeräubert draußen? Ja, das muss wohl so sein bei den Jungen! Im Vertrauen gesagt: Bei uns war’s nicht anders! Wenn ich zurückdenke, was ich damals alles ...“ Hiernle musste sich selbst unterbrechen, weil er wegen der Erinnerung an seine eigenen Jugendstreiche vor Lachen nicht weiterreden konnte. Das machte ihn so sympathisch: Obwohl er ein hoher geistlicher Herr war, war er sehr menschlich geblieben, nicht so von oben herab wie so manch anderer. Man merkte, dass er die Menschen mochte, und er machte in seiner ganzen Haltung großen Eindruck auf den kleinen Joseph.





*Kein Kind reicher Eltern:
In diesem Salzburger Mehrfamilienhaus lebten Joseph Mohr und seine Mutter.*